



IM LESESAAL

«Im Lesesaal» erscheint so monatlich wie möglich – Nummer XI–XII | 31. Dezember 2017

Elster Verlag | Hofackerstrasse 13 | CH-8032 Zürich | www.elsterverlag.ch – info@elsterverlag.ch | Telefon 0041 (0) 44 585 55 10

Auslieferungen – Deutschland: Brockhaus Kommission, Kornwestheim | Schweiz: Buchzentrum, Hägendorf



Fanja Brancowskaja

Überlebende einer Welt, die es nicht mehr gibt.

Fanja Brancowskaja überlebte die Shoah in Litauen. Sie kämpfte gegen die deutschen Besatzer und deren einheimische Helfer und setzt sich dafür ein, die Erinnerung an das «litauische Jerusalem» und seine Bewohner wach zu halten.

Judith Leister

Wenn Fanja Brancowskaja ihre Geschichte erzählt, merkt man, dass sie sie schon oft erzählt hat, auch vor deutschen Schulklassen und Reisegruppen. Besonders, wenn es um ihre Familie geht, lächelt sie oft tapfer, sagt auf eine bestimmte Art «Nu?», die aus dem Jiddischen ins Russische eingesickert ist, und zuckt mit den Schultern. 1922 kommt sie in Kaunas zur Welt. Fünf Jahre später zieht die Familie nach Wilna. Der Vater ist Lehrer für Elektromechanik und von der Idee beseelt, die jüdische Jugend zu bilden. Seine kleine Werkstatt heisst Dynamo, weil das modern klingt. Fanja Brancowskaja hat viel von ihrem agilen Vater. Nach der Schule unterrichtet sie ein Jahr in einem weissrussischen Dorf.

Anfang Juni 1941 kehrt sie in ihre Heimatstadt zurück. Für das Wilnaer Yivo, ein

Institut zur Erforschung der ostjüdischen und jiddischen Kultur, das 1925 in Berlin mit Unterstützung von Einstein und Freud gegründet wurde, sammelt sie auf dem Fischmarkt jiddische Flüche. Sie träumt davon, Jiddischlehrerin zu werden. «Mir senen ale gewen Jidischistn!», sagt sie und lacht.

Doch drei Wochen später besetzen deutsche Truppen die Stadt. Sofort beginnen die «Aktionen» gegen Juden. Anfang September klopft um sechs Uhr morgens ein litauischer Polizist an die Wohnungstür. Die Familie hat eine halbe Stunde, um in das neue Ghetto umzuziehen. Als qualifizierter Techniker bekommt der Vater den überlebenswichtigen «Arbeitsschein». Fanja muss Kartoffeln sortieren, Gräben ziehen und Schuhe flechten,

Fortsetzung Seite 2

Stürmchen im Rivella-Glas

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freunde des Verlags,

Das ging wohl veritabel daneben: Erst avouiert die Moderatorin Nicola Steiner beim Schweizer Buchpreis 2017 einen der fünf Aspiranten (Urs Faes), indem sie einen alten Verriss über eins seiner Bücher aufwärmt. Und dann erklärt sie, wen sie gern als Sieger sähe (Jonas Lüscher). Dass Urs Faes das alles nicht witzig findet und sich am Folgetag die Verleihungszeremonie erspart, ist nachvollziehbar.

Welche Gedanken allerdings durch das Hirn des Schweizer Autors Lukas Bärfuss gehuscht sein mögen, ist unklar; kluge können es nicht gewesen sein: In einer zorngeladenen Suada ließ er sich in der FAZ über die missglückte Preisverleihung aus, verlangte die Abschaffung des Buchpreises und stellte alle Beteiligten – von Juroren bis zu Initiatoren und von jetzt bis auf früher – unter Generalverdacht, verlängerter Arm des Kommerzes und nicht unabhängig zu sein. Dass der Preisträger 2017, Jonas Lüscher, schüchtern ein bisschen hinterher stänkerte (das Ganze habe «an sich schon bisschen ein Geschmäcke»), nimmt der Albernheit der Kritik nicht ihre Unbedarftheit.

Bärfuss' Angriffe sind nicht im Ansatz belegt, sondern behauptet, und es blieb dem ehemaligen Juror Thomas Strässle vorbehalten, konzis und recht witzig im «Tagesanzeiger» zu antworten («Lukas Bärfuss hat mal wieder einen Wutanfall»). Es ist ein Skandalchen ohne Fakten, verbunden mit einer aus dem Ruder gelaufenen Preisfeier.

Ein Ratschlag für Bärfuss & Co.: Jungs, wenn Ihr so richtig vereckelt seid von dem widerlichen, mit dem Ruch der Ökonomie verätzten Buchpreis, dann gebt doch einfach die je 50 000 Schweizer Franken wieder zurück. Sofort wird die Seele wieder sauber, bin ich sicher ...

Ihnen allen ein schönes 2018.

Bond Koch

Fortsetzung von Seite 1

Überlebende einer Welt ...

eine Arbeit, bei der die Finger bluten. Trotz ihrem eigenen Elend helfen die ehemaligen Gymnasiasten ihren alten Lehrern, die das Ghetto nicht zum Arbeiten verlassen können, auch der unbeliebten Lateinlehrerin, die sie «die Schlange» nennen. «Wos hobn wir gekent? Ejn Kartoffl, ejn bissl Schol von Kartoffl. Farschtejn Sie, gewen ejn moralische Hilf. Man hot auch uns gewolt nicht nur physisch zu liquidieren, aber auch moralisch.»

Als im Januar 1942, da sind die meisten litauischen Juden schon tot, im Ghetto von Wilna die Farejnigte Partisaner Organisationszije (FPO) gegründet wird, schliesst sich die Neunzehnjährige der Untergrundbewegung an. Besonders junge Leute folgen dem Aufruf des Dichters und späteren Kommandanten Abba Kowner, sich «nicht wie Schafe zur Schlachtbank führen» zu lassen. Im Ghetto macht sie aus Glühlampen Molotowcocktails, ist am Druck von Zeitungen und Flugblättern beteiligt. Tagsüber leiht sie im Erdgeschoss der Mefitze-Haskalah-Bibliothek Bücher aus – wie viele Ghettobewohner, die der Gegenwart wenigstens in Gedanken entfliehen wollen. Nachts lernt sie im Keller der Bibliothek das Schiessen. Sie bereiten sich auf einen Aufstand vor, der nicht kommt. Einige befürchten, der Kampf im vollbesetzten Ghetto könne zu viele Leben kosten.

Bei den Partisanen in den Wäldern ist sie vom 25. September 1943 bis zum 8. Juli 1944. Sie erinnert sich auf den Tag genau. Es ist ihr wichtig, immer alle Fakten parat zu haben. Ihre Einheit heisst «Rächer». Von den 107 Rächern sind 105 Juden, darunter vielleicht 10 Frauen. Als Teil der sowjetischen Partisanengruppen wird auch diese Brigade von Moskau aus organisiert. Sie leben in selbst gegrabenen Unterständen, kappen Telefonleitungen, sprengen Brücken und Gleise. Doch Fanja Brancowskaja spricht nicht mehr gern darüber und auch nicht über das, was vor zehn Jahren begann. Damals leitete die litauische Staatsanwaltschaft Ermittlungen gegen mehrere ehemalige sowjetische Partisanen ein, in deren Rahmen auch die 86-Jährige vernommen wurde. Der Vorwurf lautete, im Januar 1944 an einem Massaker im Dorf Koniuchy, heute Kaniukai, beteiligt gewesen zu sein, bei dem mindestens 38 Dorfbewohner getötet worden sind. Dies geschieht in einem Land, in dem die Beteiligung der einheimischen Täter am Judenmord überdurchschnittlich hoch war und in dem nach der Unabhängigkeit 1991 kein einziger Kollaborateur des Massenmordes hinter Gitter kam. Die Untersuchung wird erst auf inter-

nationalen Druck hin auf Eis gelegt. «Ich bin gewen in Kampfgruppe», sagt Fanja Brancowskaja mehrmals. «Mir hobn nicht gekempft gegen der Bevelkerung. Mir hobn farteidigt unser Lebn. Senen fil umgekommen in Partisaner. Aber senen umgekommen wie Mentsch. Farschtejn Sie, ist ejn grosser Unterschied. Man hot uns nicht gefirt in Ponar.»

In Ponar, litauisch Paneriai, wurden während der deutschen Besetzung viele Zehntausende erschossen. Gleich nach dem Krieg hätten die Partisanen dort einen Gedenkstein aufgestellt, der auf Russisch, Jiddisch und Hebräisch an die ermordeten Juden erinnert habe, erzählt Fanja Brancowskaja. «Ich kan Ihnen wejsn ejn Foto.» Die Sowjets rissen ihn nieder und errichteten ein neues Denkmal, auf dem nur noch von «Opfern des faschistischen Terrors» die Rede war.

Nach der litauischen Unabhängigkeit hat die jüdische Gemeinde für ein neues Denkmal gekämpft. Nun steht dort endlich, dass von den 100 000 Opfern in Ponar 70 000 Juden gewesen seien. Und dass sie von den Deutschen und ihren hiesigen Mithelfern umgebracht worden seien. Um die zwei Wörter «hiesige Mithelfer» wurde lang gestritten. «Hot fil Blut gekost», sagt Fanja Brancowskaja resolut und haut auf den Tisch. Dann spricht sie über die Überlebenden, über ihre Mitpartisanin Rachel Margolis und über Mascha Rolnikaite, die beide Erinnerungen geschrieben haben und vor kurzem gestorben sind, die eine 2015 in Israel, die andere 2016 in St. Petersburg. Und über Motke Zaidel, den letzten «Brenner» von Ponar, der vor sechs Jahren starb. Kurz vor dem Abzug der Deutschen mussten diese Gefangenen die Leichen ausgraben und verbrennen. Zaidel entkam mit ein paar anderen durch einen selbst gegrabenen Tunnel. Im Regal sucht Fanja Brancowskaja jetzt das Buch von Grigorij Schur. Eine litauische Helferin hatte damals das Manuskript unter den Dielen der Universitätsbibliothek versteckt. Schur schrieb auf Russisch, weil er nicht glaubte, dass nach dem Krieg noch jemand Jiddisch sprechen würde.

Es ist nicht vorbei

Nach dem Krieg suchen litauische Juden aus dem Ausland nach überlebenden Angehörigen und wenden sich auch an Fanja Brancowskaja in Vilnius, das nunmehr Hauptstadt der litauischen Sowjetrepublik ist. Auch ein Foto von einer Purim-Feier von 1933 schickt man ihr, auf der sie sich selbst entdeckt. Wie-

der greift sie in die Handtasche, sie nestelt, es knistert. Auf der Foto zwei Dutzend als Zigeunerinnen oder Indianer verkleidete Kinder, die auf einer Treppe stehen. «Un do bin ich, ein Chineserin. Bin gewen elf Jor.» Eine ihrer Lehrerinnen, eine sehr gute, erzählt sie, war die Frau von Max Weinreich, einem Yivo-Mitbegründer, und die Tochter von Zemach Schabad. Der jüdische Arzt, Politiker und Philanthrop Schabad war Vorbild für ein beliebtes sowjetisches Kinderbuch um «Doktor Audastutweh». «Wann er ist gestorben in 35. Jor, war sehr grosser Trauerzug, Jidn un Litwiner senen gegangen. Hobn Sie gesejn Denkmol für Schabad?»

Wenn sie von der Zeit direkt nach dem Krieg erzählt, reihen sich die Zahlen und Daten so dicht aneinander, als hätte sie die ganze Zeit im Wald nur auf eins gewartet: Normalität. Am 13. Juli ist der Krieg in Wilna zu Ende, ab dem 17. Juli hat Fanja Brancowskaja eine Arbeit, am 22. Juli heiratet sie Michail, einen Partisanen aus ihrer Einheit. Sie hat zwei Töchter, sechs Enkel und acht Urenkel. Es klingt wie ein Triumph, wie sie das erzählt, angesichts des tausendfachen Untergangs. Eine Tochter lebt in Israel, die andere in Vilnius. «Der Man majner ist schon 30 Jor gestorben», sagt sie. «Nu?» 45 Jahre lang arbeitet sie im Statistischen Zentralamt. Als Litauen sich aus dem Verband der Sowjetrepubliken löst, beteiligt sie sich am Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde. Die Hoffnungen sind gross, dass die Juden endlich als gleichwertige Bürger Litauens anerkannt werden.

«Wejssn Sie den Film?»

Der Berliner Historiker Christian Carlsen hat einen Film über Fanja Brancowskaja gemacht. Für «Liza ruft!», so der Titel, hat der Filmemacher sie über ein paar Jahre hinweg begleitet. Unter anderem hat er mit ihr im Wald 40 Kilometer vor Vilnius die verfallene Gedenkstätte aus der Sowjetzeit besucht, die an die Partisanen erinnerte. Während der Dreharbeiten wird Fanja Brancowskaja dort von zwei Radfahrern in bunter Sportbekleidung angesprochen. Als sie hören, wer sie ist, beschuldigen sie die Partisanen eines Massakers im litauischen Dorf Darguziai. Sie wenden betroffen ein, dass sie dieses Dorf nicht kenne und dort nie gewesen sei. Schliesslich, da sind die Radfahrer schon weg, sagt sie bitter: «Hajnt sogt man, wer gewen mit Sowjeten, der gewen gegen Litauen.» Die Diffamierungskampagne gegen Fanja Bran-

Fortsetzung Seite 6

L'AFFICHE



Logbuch: Lesungen und Veranstaltungen



Dienstag, 16. Januar 2018, 19.00 Uhr
Jan A. Fischer: Neugier ist meine Energie
Buchvernissage
Restaurant Weisser Wind
Oberdorfstrasse 20 | CH 8001 Zürich



Donnerstag, 15. März 2018, ca. 16:00 Uhr
David Levin: Alles nur ein Zirkus
Buchvorstellung auf der Leipziger Buchmesse
Schweizer Stand, Halle 4, Stand C 300
Messe-Allee 1 | D 04356 Leipzig



Mittwoch, 31. Januar 2018, 17 Uhr 30
Franca D. Burkhardt: Ehrliche Bindungen und andere Geschäfte
Moderation: Rosita Noebel
Lilienberg Unternehmerforum
Blauortstrasse 10 | CH 8272 Ermatingen



Samstag, 27. März 2018, 18.30 Uhr
Res Strehle: Salinger taucht ab
Buchvernissage in der BILDHALLE
Stauffacherquai 56, CH 8004 Zürich

Fortsetzung von Seite 2

Überlebende einer Welt ...

cowskaja geht weiter. Im März dieses Jahres schrieb eine litauische Zeitung, dass zwar nicht sie selbst, aber ihr Mann an dem Massaker in Koniuchy/Kaniukai beteiligt gewesen sei. Eine offizielle Rehabilitierung bezüglich dieser Anschuldigungen wegen «Kriegsverbrechen» gegen die früheren sowjetischen Partisanen hat es bis heute nicht gegeben.

Litauens schwieriger Umgang mit seiner Geschichte

Die 1918 gegründete Litauische Republik wurde 1940 von den Sowjets besetzt, 1941 von deutschen Truppen eingenommen und 1944, nach der erneuten Besetzung durch sowjetische Einheiten, für Jahrzehnte der Sowjetunion einverleibt. Unter der deutschen Besetzung von 1941 bis 1944 wurde der Grossteil der Litwaks, der jüdischen Litauer, ermordet. Da der Grad der Kollaboration in Litauen überdurchschnittlich hoch war, erfolgten die Mordaktionen besonders schnell und brutal. Die Erschiessungen an den Gruben standen unter deutschem Kommando, wurden jedoch überwiegend von Litauern ausgeführt. Bereits in den 1940er Jahren entwickelte sich in litauischen Exilkreisen die

Doktrin des «doppelten Genozids», die für das seit 1991 wieder unabhängige, heutige Litauen von grosser politischer Bedeutung ist. Demnach habe es in Litauen zwei Genozide gegeben. Erstens den «Genozid» am litauischen Volk – gemeint ist die Deportation von Mitgliedern der litauischen Eliten durch die Sowjets (die allerdings auch ethnische Russen oder Polen betraf) – und zweitens den Holocaust an den Juden. Die apologetische Theorie des «doppelten Genozids» ist unter Bezug auf die Beteiligung jüdischer Kommunisten an der Verschleppung litauischer Bürger in der Sowjetzeit entstanden und suggeriert, dass Litauer primär «Opfer» waren. Folgerichtig heisst auch das der Verschleppung der ethnischen Litauer gewidmete Museum in Vilnius Genozid-Museum. Im ehemaligen KGB-Gebäude ist nur ein Kellerraum der Darstellung der Shoah in Litauen gewidmet.

Seit der litauischen Unabhängigkeit ist kein Urteil gegen einheimische NS-Täter tatsächlich vollstreckt worden. In Teilen werden auch ehemalige Kollaborateure, die nach dem Krieg in den Wäldern gegen die Sowjets weiterkämpften, als Helden verklärt. Es gibt jedoch auch andere, positivere Signale aus der litauischen Politik. 1995 bat der damalige litauische Prä-

sident Algirdas Brazauskas in Jerusalem für die Untaten von Litauern um Vergebung – erntete dafür in der Heimat jedoch vorwiegend Kritik. Erneute Bewegung in die Diskussion um die einheimischen NS-Verstrickungen kam letztes Jahr durch den Sachbuchbestseller «Die Unsrigen». Die Autoren Ruta Vanagaite und Efraim Zuroff forderten darin, endlich die systematische Mittäterschaft von Litauern bei den NS-Untaten anzuerkennen und die ermordeten Juden Litauens als Landsleute und mithin als Teil der litauischen Geschichte zu integrieren. In einem Gespräch sagte die Buchautorin Ruta Vanagaite kürzlich, bei der Frage der NS-Kollaboration sei die litauische Gesellschaft entlang der Generationen gespalten. Viele jüngere Litauer würden schon sehr offen mit den schwierigen Themen Kollaboration und Kriegsverbrechen umgehen.

Der Artikel von Judith Leister erschien erstmals in der «Neuen Zürcher Zeitung».

Im Elster Verlag:
 Alex Faitelson
Im jüdischen Widerstand
 Aus dem Jiddischen von
 Esther Hürlimann
 452 Seiten,
 gebunden, 29.90



Die entrückten Angestellten

Das schweizerische Bankwesen ist von gewaltigen Umwälzungen in den letzten Jahren geprägt. Als Folge der strukturellen Veränderungen hat es bedeutende Mentalitätsverschiebungen bei den Mitarbeitern der Bankinstitute gegeben. Aus der klassischen Loyalitätshaltung vieler Angestellter wurde eine bonusgetriebene, Verantwortungen scheuende Belegschaft. Die Schweizer Soziologin Franca Burkhardt hat sich intensiv mit diesem Phänomen beschäftigt und legt eine tiefgründige Arbeit vor, die sich hinter Siegfrieds Kracauers Essay «Die Angestellten» nicht verstecken muss. Franca Burkhardts Untersuchung hat den Vorteil, dass sie selbst seit einigen Jahren im Bankwesen tätig ist. Hier schildert sie den Anfang bei der Bank Bär:

Franca D. Burkhardt

Bei der Bank angekommen, wurde ich in mein eigenes Büro geführt. Es hatte ein paar Regale, Kommoden, einen Arbeitsplatz mit Laptop, Screen, Schreibutensilien, und sogar einen kleinen Sitzungstisch, und das alles für einen Prokuristen. Ich erinnere mich, dass ich furchtbar stolz war auf mein Büro; im Nachhinein betrachtet, hätte ich es mir wohl erst verdienen müssen, ähnlich wie ein Reiter die Sporen, aber nun gut, ich hatte eins und es gefiel mir ganz gut.

Das Team war klein, eigentlich bestand es aus meinem Chef und mir, die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Fachbereichen war konstruktiv, die Leute waren sehr zugänglich und selbst als Nicht-Banker konnte ich mir einigermaßen zügig ein Bild über die Organisationsaufsetzung und die Businessprozesse machen. Auch wenn mein Einstieg in die Bankenwelt etwas turbulent war, löst mein «alter Bär-Standort» noch immer so etwas wie ein Heimatgefühl aus, vor allem wenn ich beim alljährlichen Melancholie-Besuch dann in die grinsenden Gesichter meiner ehemaligen Kollegen schaue. Mit dem Übergang in die Großbank kam eine ganz neue Welt auf mich zu. Die Bank ist enorm groß, so groß dass man nach Wochen noch immer nicht wirklich durchblickt, wer nun was für wen und warum macht. Das «Behäbige», was man zumindest phasenweise von den Bären kennt, ist kaum mehr spürbar oder zumindest nicht auf den ersten Blick. Meine Vorgesetzten waren eingeschliffene Programmleiter, Risk- oder Change-Spezialisten mit jahrelanger Großbankerfahrung und einem entsprechenden «Drive»,

sowohl was Arbeit als auch Interaktion angeht. Mein neues Team war ein spektakuläres, sozial-berufliches Konstrukt, welches mir in der Form bis heute nie mehr untergekommen ist, und hatte eine ganz eigene professionelle, aber auch menschliche Dynamik, die es den jeweiligen Vorgesetzten nicht gerade einfach machte. Zugegeben tat mein eigenes Wirken der Führungsherausforderung keine Abhilfe. Ein eigenes Büro habe ich seit den Bären nie mehr bekommen, dafür eine Uhr, ungefähr 15 Schreibmappen und einen Stift, was auch schön ist.

Ausgerüstet mit neuer Uhr wurde ich zusammen mit dem ganzen Team dann ziemlich schnell in die futuristische Arbeitsplatzwelt der neuen Gebäude eingeführt. Man muss sich das so vorstellen: Nachdem man die Sicherheitshürden (meist Drehtüren mit Zutrittskontrolle) und die steigende Verzweiflung im Umgang mit komplex-programmierten Aufzügen überwunden hat, steht man im wohl schönsten Couloir, den ein Großraumbüro hergeben kann. Man geht dann an den Raucherterrassen und den Gesprächssofas vorbei Richtung Arbeitsplatz, wobei Arbeitsplatz gar nichts mehr mit Büro zu tun hat. Dutzende Tische stehen mit Grundinfrastruktur, aber ohne Laptop oder andere persönliche Utensilien ausgerüstet in einem riesigen Raum. Wenn man sich das so ansieht, dann durchläuft man die verschiedenen Phasen eines Fluchzwanges, ähnlich wie am Samstagnachmittag in einem überfüllten Schwimmbaden. Überwindet man den Zwang, schnappt man sich – und da gibt es nun verschiedene Setups – seine persönlichen Dinge im



Die Autorin Franca D. Burkhardt

Schrankfach oder in seinem eigenen kleinen, rollenden Kästchen – sehr ähnlich dem Arbeits- und Ablagewägelchen, welches man von Friuren kennt – und schippert auf den Teil des Raumes zu, in welchem das Team sitzen sollte. Im Verlauf meines Anstellungsparcours über zwei Großbanken gab es auch keine dedizierten Teamplätze mehr, sondern nur noch Farbzonen, in denen sich das Team verteilen kann, sofern alle früh genug da sind, ansonsten muss man sich halt telefonisch kontaktieren. Wer nun nicht weiß, was «LYNC» ist, muss sich eine Art Telefon- und Chatsystem vorstellen, welches mir ermöglicht zu sehen, ob jemand gerade «am Arbeiten» ist oder zumindest regelmäßig die Maus bewegt, oder ob er in einem Meeting, in einem Call oder abwesend ist. Neben Telefonie nimmt die Chatkommunikation der persönlichen Kommunikation einiges ab, und dies nicht nur, wenn das Gegenüber weit entfernt arbeitet. Chatten ist sehr geeignet, zum Beispiel wenn ein «Fremder» neben dem Kollegen drei Reihen weiter sitzt, der komische Geräusche macht, dann ist ein Emoticon sehr willkommen. Man kennt sein Team, sein Projektteam und auch die, die öfters da sind, bzw. man erkennt, wenn ein völlig Fremder irgendwo in der Zone sitzt; aber wirklich mit Namen kennt man nicht viele, zumindest anfänglich nicht. Mit der Zeit entwickelt sich dann eine Zonengemeinschaft, die aber sehr lose ist, also wenig soziale Kontrolle ausübt, weil viele ja auch an anderen Orten arbeiten oder einfach nicht regelmässig erscheinen. Ich habe in den letzten zwei Jahren mindestens sieben Mal die Zone gewechselt, und selbst wenn ich länger vor Ort war, ändert sich die Zusammensetzung der Zone, weil Teams weggehen, weil Leute entlassen werden und gleich wieder neue Leute hinzukommen, die dann auch wieder gehen. Nur das Projektteam bleibt, zumindest so

Fortsetzung Seite 5



Buchvernissage Mittwoch, 31. Januar, 17 Uhr 30

Franca D. Burkhardt:

Ehrliche Bindungen und andere Geschäfte

Moderation: Rosita Noebel | Lilienberg Unternehmerforum

Blauortstrasse 10 | CH 8272 Ermatingen

Fortsetzung von Seite 4

Die entrückten Angestellten

lange das Projekt währt. Neben den Zonen wechselt man auch immer wieder einmal die organisatorische Zugehörigkeit, oder zumindest wird man auf der Organigrammlandkarte regelmäßig hin und her geschoben. Während meiner letzten Projektphase, in welcher ich mit immer denselben Fachexperten aus allen möglichen Bereichen über zwei Jahre zusammengearbeitet habe, wechselte meine Organigrammzugehörigkeit mindestens drei Mal, sprich, ich war Mitarbeiterin im Bereich CFO, dann Operations und zuletzt in der IT, ohne dass sich dies in irgendeiner Form auf meinen alltäglichen Auftrag ausgewirkt hätte – das Projekt blieb dasselbe. Speziell projektbasierte Arbeiten spielen sich außerhalb der formellen Organigramme ab und kreieren ein «informelles», auftragsorientiertes Team. Diese Tendenz zu «Auftrags-Teams» ist nicht in jeder Funktion und in jedem Bereich gleich ausgeprägt, dennoch kann nicht mehr automatisch von der formell-organisatorischen Zugehörigkeit auf die effektive Arbeits-Team-Zusammensetzung geschlossen werden.

Daraus resultieren zwei Konsequenzen: Zum einen entsteht eine Art Parallelwelt zu der offiziell ausgewiesenen Organisationsstruktur (Organigramm), in welcher sich, und dies gilt vor allem für Teams im «Change-&-Task-Force»-Umfeld, die Mit-

arbeiter, basierend auf dem gemeinsamen Auftrag, organisieren, zusammenarbeiten, sich aneinander binden und somit ein nicht offiziell kodifiziertes «Wir-Konstrukt» bilden. Diese organisatorische Parallelwelt verfügt über alle Merkmale eines sozialen Kollektivs, ist aber formell und von aussen betrachtet nicht erkennbar. Dem gegenüber stehen die Teams, die ebenfalls einen gemeinsamen Arbeitsauftrag haben, jedoch auch entsprechend in den Organisationsstrukturen abgebildet sind. Diese informelle Existenz von Teams führt zum anderen zu einem Positionierungsproblem des einzelnen Mitarbeiters in diesen Teams, weil dieser einer Linie (im personalpolitischen Sinne einer Hierarchie) angehört, durch welche auch die jährlichen Bewertungen und die daraus resultierenden Förderungen oder Sanktionen vorgenommen werden, die aber de facto nicht Teil seines Arbeitsumfelds ist. Wenn man also formell der Division A angehört, für die Division B ein Projekt macht, in welchem man vor allem mit Fachexperten aus der Division B und C zusammenarbeitet, dann baut man horizontal, aber auch vertikal Bindung und Identifikation zur Division B oder C auf, bekommt aus dieser auch fachliches und personalpolitisches Feedback, wird aber von der Division A bewertet. Sofern die

Zusammenarbeit zwischen den Divisionen gut funktioniert, ist dies auch kein Problem, aber durch den schnellen Wandel der organisationsstrukturellen Zugehörigkeit (von Division A zu Division G zu Division M) und/oder die hohe Fluktuation der mittleren Führungsetage verliert die personalpolitische Positionierung an Halt, und der Mitarbeiter ist mit einer hohen Unsicherheit betreffend Jobentwicklung konfrontiert. Die hohe Fluktuation der Führung ist, nebenbei bemerkt, auch eine Herausforderung für Mitarbeiter, die in formell klar definierten Teams arbeiten, denn auch diese müssen sich nach jedem Führungswechsel wieder neu beweisen und gehen damit verbunden wieder das Risiko ein, der Prüfung beim neuen Vorgesetzten nicht standzuhalten.

Franca D. Burkhardt
*Erbliche Bindungen
und andere Geschäfte*
Organisationskulturelle Umbrüche in Schweizer Banken
Gebunden, 392 Seiten,



Die Welt ist nicht schwarz und nicht weiß

Die Debatten gehen weiter

Mit den Bänden **notblacknotwhite** haben wir eine neue Form gefunden, um stärker mit dem Mittel des bildgeprägten Essays auf aktuelle kulturelle und politische Ereignisse eingehen zu können. Im Frühjahr 2018 wird neben den bereits

erschienenen Bänden ein weiterer Band lieferbar sein: **Sportegration** – das Protokoll einer gelungenen Initiative zur Integration von Flüchtlingen, beispielhaft von zwei Anwältinnen in die Wege geleitet.



Hans Rudolf Jost (Hrsg.)
WIDERSTAND
Lob auf ein Phänomen
ISBN 978-3-906065-53-3



Hans Rudolf Jost
NICKNEGER
Das Bild vom Schwarzen
Mit Bildern von Dimitri Horta
ISBN 978-3-906065-51-9



Christoph Homberger
DER FLÜCHTLINGSCHOR
Mit Bildern von Ursula Markus
ISBN 978-3-906903-00-2



Piera Cerny | Annina Largo (Hg.)
SPORTEGRATION
Integration durch Sport
Mit Bildern von Karim Maltz und Reza Azad
ISBN 978-3-906903-04-0
Erscheint im März 2018

Jan Fischer im Achtzigsten

«... immer noch neugierig!»

«... und kein bisschen weise», titelte der «Normannische Kleiderschrank», der Schauspieler Curd Jürgens (1915–1982), seinerzeit seine Autobiografie. Jan Fischer würde das nicht als Resultat seines Lebens bezeichnen. Der bekannte Wissenschaftler und bedeutende Kunstsammler ist sogar vorsichtig genug, auf das Resümee vorerst zu verzichten, denn es gibt immer noch so viel zu entdecken.

Soeben erscheint seine Autobiografie «Neugier ist meine Energie», die – naturgemäß bei biografischen Notaten – Rückschau hält auf das gelebte Leben, aber auch zeigt, wie sehr sich Fischer mit den kulturellen und politischen Vorgängen und Verwerfungen der Gegenwart auseinandersetzt. Hier ein Auszug aus dem Vorwort:

Jan A. Fischer

«Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühesten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener anschauer Erfahrung besitzen.» Mit diesem Satz beschreibt Johann Wolfgang Goethe in der Einleitung seiner Autobiografie «Dichtung und Wahrheit» das Problem, dass sich in der persönlichen Erinnerung oft nicht auseinanderhalten lässt, was dem eigenen frühkindlichen Gedächtnis entsprungen ist und was aus Schilderungen der Erwachsenen besteht, die einem auf das eigene Leben zugeschrieben werden.

Das geht jedem Menschen so. Ich werde mich aber darum bemühen, meinen Weg vom jungen Kindskopf zum reifen Wissenschaftler nicht mit Fantasien zu beschreiben, sondern mit selbst Erlebtem. Als einzige Einschränkung soll gelten: Es ist nicht ausgemacht, ob ich mir nicht eine gehörige Portion an Kinderei erhalten habe.

Nun 80-jährig, staune ich weiterhin über mein Leben. Meine Kindheit möchte ich nicht verlieren, und erwachsen fühle ich mich nur in einem beschränkten Maß. Sonst gäbe es keine Überraschungen mehr und das Leben wäre voraussehbar. Ich möchte mit diesem Buch in Erinnerung rufen, welches Glück ich habe, Menschen zu treffen, wissenschaftliche Überlegungen anzustellen und Schönes in der Kunst und

der Musik zu empfinden. Das reine Glück und meine Fortuna sind allgegenwärtig. Haruki Murakami gibt in seiner Autobiografie «Von Beruf Schriftsteller» der Gunst, die in der Regel nicht mehr wiederkehrt, ein besonderes Gewicht. So hatte ich Chancen, die Gunst und das Glück ergreifen zu können.

Alles, was ich hier schreibe, basiert auf meinen Sinnesorganen, nämlich den Augen, dem Gehör, dem Geruchs- und Geschmacksinn sowie dem Tastgefühl. Ich bin durch und durch Naturwissenschaftler. Das bewusste Gehirn setzt sich aus den beiden frontal gelegenen Hemisphären zusammen. Dort werden die empfangenen Nachrichten nur zu einem kleinen Teil, etwa zwei Prozent, bewusst wahrgenommen. Das zum mindesten beim Rechtshänder dominante linke Frontalhirn ist für die logische Analyse von Sinneswahrnehmungen zuständig, die rechte Gehirnhälfte für deren affektive Beeinflussung. Auf dem Weg zum Frontalhirn werden die Sinnesindrücke an der Basis des Gehirns im Hippocampus mit früheren Erfahrungen verglichen.

Unser Erinnerungsvermögen wird ergänzt durch unsere Emotionen, welche in den Amygdala, einem Kerngebiet des Gehirns, gespeichert sind. Über diese verschiedenen, untereinander durch Nervenfasern verbundenen Regionen des Gehirns können wir beeindruckt sein von einer Person, einer Landschaft, von einem Bild oder einem Musikerlebnis. Die Reaktion kann ein Glücksgefühl, Freude, ein Schaudern und Tränen hervorrufen.

Diese Wirkung hält an, wenn ich täglich in unserem Haus einer geliebten Person begegne oder in Ehrfurcht eine gemalte Madonna über meinem Bett sehe. Die Personen und die Kunstwerke müssen jedoch nicht physisch in unserer Nähe bleiben. So behalten wir die Erinnerung an ein mit den Augen wahrgenommenes Bild im Herzen, (andere würden meinen, im Unterbewusstsein), ohne dass wir das Kunstwerk je wieder sehen müssen. Das gleiche gilt für den Künstler, nur dass dieser zusätzlich mit den Händen talentiert sein muss. Dieses erlaubt dem Künstler und dem Betrachter, einen einmal wahrgenommenen Vorgang zurück in die aktuelle Situation zu bringen.

Der Rückzug von den täglichen Ereignissen in die Ruhe einer 2017 erlebten Reise nach Afrika und an den mächtigen Sambesi-Fluss hat es mit sich gebracht, dass ich ähnlich Odysseus im Gedicht über Ithaka von Konstantinos Kavafis die Welt zwar gesehen habe, aber endlich darüber nachdenken konnte. Ein Grossteil meines bewussten Lebens als Arzt, Forscher und Kunstliebhaber lag und liegt darin, rastlos über den Globus zu eilen. Dabei ist die Reise wichtiger als das Ziel. Die erlangten Erfahrungen werden bewusst und unbewusst aufgenommen. Sie erreichen nun mein Gehirn, wenn ich sie hier so wahrheitsgetreu als möglich niederschreibe.



Der junge Fischer mit der Mutter, 1937.



Buchvernissage Dienstag, 16. Januar, 19:00 Uhr

Jan A. Fischer:

Neugier ist meine Energie

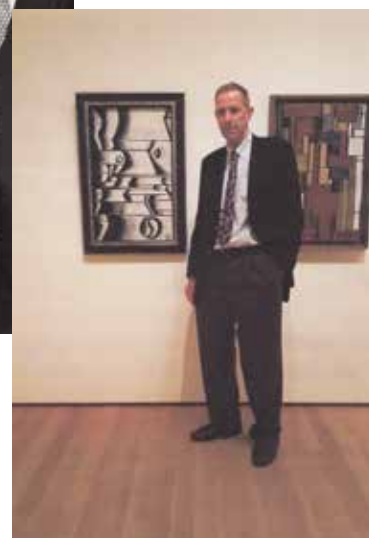
Restaurant und Zunftstube Weisser Wind

Oberdorfstrasse 20 | 8001 Zürich

Fortsetzung Seite 7

Fortsetzung von Seite 6

« ... immer noch neugierig! »



Oben links: Jan Fischer 1959. Oben Mitte und rechts: Afghanistan-Expedition 1959; sie sitzen da wie ein paar ertappte Abiturienten.

Mitte links: Alle Mitarbeitende des Forschungslabors für Calciumstoffwechsel zum 30-jährigen Jubiläum. Mitte: Jan Fischer ragt 1980 bei der Verleihung des Georg-Friedrich-Götz-Preises der Medizinischen Fakultät oben heraus. Mitte rechts: Joaquin Torres-Garcia: Das Bild «Ritmos, curvos y oblicuos» 1938, ausgestellt 2015/16 im Museum of Modern Art, New York.

Unten links: Rafael Lozano-Hemmer: «The Mear's Midnight, 2001», mit Jan Fischer. Unten Mitte: Eröffnung im Musée d'Art Moderne et contemporain, St. Etienne mit (von rechts) Jaume Plensa, Daniel Lelong, Jan Fischer, 2017. Foto: Suzanne B. Welti.

Jan A. Fischer
Neugier ist meine Energie.
168 Seiten, gebunden, 2018.
ISBN: 978-3-906903-02-6



Die Krimibestenliste

Die zehn besten Kriminalromane des Monats Dezember 2017

An jedem ersten Sonntag des Monats geben 19 Literaturkritiker und Krimispezialisten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz die Kriminalromane bekannt, die ihnen am besten gefallen haben. Die Krimibestenliste ist eine Kooperation der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung mit Deutschlandfunk Kultur.

1 (-)	Jan Costin Wagner Sakari lernt, durch Wände zu gehen Galiani, 236 Seiten, 20 Euro	Turku. Kimmo Joentaa ist ein „Polizist, der keine Polizistenfragen stellt“. In ihm kondensierte Trauer, um ihn Verirrte, untröstliche Opfer. Sakari ist nackt mit einem Messer. Er glaubt, er sei ein Engel, und wird von Polizist Petri erschossen. Ein Haus brennt, Kinder sterben. Nichts wird besser, aber anders.
2 (1)	John le Carré Das Vermächtnis der Spione Aus dem Englischen von Peter Torberg. Ullstein, 320 Seiten, 24 Euro	Europa. Die Kinder der Agenten erheben Anklage. Hektische Vernehmungen, Vertuschungen bei MI 6. Peter Guillam gibt preis: die Vorgeschichte zum Spion, der aus der Kälte kam. Wie eine junge Frau und andere im Kalten Krieg verheizt wurden. Für höhere Zwecke? Altmeister John le Carré als Dekonstrukteur. Brillant.
3 (-)	Oliver Bottini Der Tod in den stillen Winkeln des Lebens Dumont, 414 Seiten, 22 Euro	Rumänien, Mecklenburg. Globale Agrarkonzerne greifen nach Land. In „Prenzlín“ und in Westrumänien. Beschiss, Bestechung, Mord allerorten. Im Strudel: zersprengte Familien, schuldig gewordene Polizisten, Männer mit Traumata. Europa heute: kein stiller Winkel ohne Tote. Episch und stark.
4 (5)	Norbert Horst Kaltes Land Goldmann, 400 Seiten, 9,99 Euro	Dortmund. Ein Fingerprint auf dem Bodypack aus dem Darm eines toten Nordafrikaners führt den unnachgiebigen Kommissar Steiger in Grauzonen des Umgangs mit jugendlichen Flüchtlingen. Stichworte: Kinderprostitution, Organhandel, Drogenschmuggel. Zum Heulen realitätsnah. Horst ist Hauptkommissar.
5 (-)	Tom Franklin Smonk Aus dem Englischen von Nikolas Stingl. Pulp Master, 310 Seiten, 14,80 Euro	Old Texas, Alabama 1911. E. O. Smonk: Beischläfer, Killer, Zwerg und multimorbid, stellt sich der Anklage. Nietet alle männlichen Zuschauer um. Old Texas wird Stadt der Witwen. Evavangeline, 15, Hure, mordet mit und ohne Tequila. Rough South bizarr: Religion und Tollwut werden eins.
6 (4)	Iori Fujiwara Der Sonnenschirm des Terroristen Aus dem Japanischen von Katja Busson. Cass, 352 Seiten, 19,95 Euro	Tokio 1971, 1993. Seit zwei Jahrzehnten lebt Shimamura, ein gesuchter Terrorist, im Untergrund. Als eine Bombe im Zentralpark von Shinjuku zehn Passanten zerfetzt, darunter seine frühere Geliebte, taucht er auf. Sucht Mörder, kooperiert mit Yakuza, findet Mann mit Sonnenschirm. Fulminante Entdeckung.
7 (7)	Andreas Pflüger Niemals Suhrkamp, 475 Seiten, 20 Euro	Berlin, Avignon, Marokko. Zweiter Fall der Jenny-Aaron-Saga. Erzfeind Holm hat sie blind gemacht. Und der Superagentin zwei Milliarden Beutegeld sowie den Namen des Mörders ihres Vaters hinterlassen. Das Erbe annehmen heißt, den beinahe allmächtigen „Broker“ töten. Allerfeinste Action.
8 (6)	Dave Zeltserman Small Crimes Aus dem Englischen von Angelika Müller und Michael Grimm. Pulp Master, 348 Seiten, 14,80 Euro	„Bradley“, Vermont. Als Ex-Polizist Joe vorzeitig aus dem Knast kommt, will ihn niemand sehen, weder seine Frau noch seine Töchter oder Eltern. Nur der korrupte Sheriff, ein Gangsterboss und dessen sadistischer Sohn wollen was: Geld, Geständnisse. Joes größter Feind: fundamentale Selbsttäuschung.
9 (10)	Liza Cody Krokodile und edle Ziele Aus dem Englischen von Else Laudan. Ariadne im Argument Verlag, 430 Seiten, 20 Euro	London. Lady Bag hat Knastgenossin Kerrilla zugesagt, sich um Sohn Connor zu kümmern. Das halbherzige Versprechen ist der Beginn des tragikomischen Kampfes einer obdachlosen Säuferin mit Windhund gegen Kindesmisshandlung, Tierquälerei, kleinbürgerliche Idioten und die Lieblosigkeit der Welt.
10 (3)	Friedrich Ani Ermordung des Glücks Suhrkamp, 317 Seiten, 20 Euro	München. Ex-Kommissar Jakob Franck überbringt den Eltern die Nachricht vom Tod ihres Kindes: Der elfjährige Lennard wurde erschlagen. Die Überlebenden verdorren bei lebendigem Leib, ihre Schuldgefühle treiben ältere Schuld auf. Die „Sacharbeit“ der Ermittler führt endlich zu Erkenntnis, aber nicht zu Erlösung.

Die Jury: Tobias Gohlis, Sprecher der Jury | Volker Albers, „Hamburger Abendblatt“ | Andreas Ammer, „Druckfrisch“, BR | Gunter Blank, „Sonntagszeitung“ | Thekla Dannenberg, „Perlentaucher“ | Fritz Göttler, „Süddeutsche Zeitung“ | Jutta Günther, „Nordwestradio“ | Sonja Hartl, „Zeilenkino“, „Polar Noir“ | Hannes Hintermeier, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ | Peter Körte, „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ | Elmar Krekeler, „Die Welt“ | Kolja Mensing, „Deutschlandfunk Kultur“ | Marcus Müntefering, „Spiegel Online“, „Krimi-Welt“ | Ulrich Noller, „Deutsche Welle“, WDR | Frank Rumpel, SWR | Margarete von Schwarzkopf, Literaturkritikerin | Ingeborg Sperl, „Der Standard“ | Sylvia Staude, „Frankfurter Rundschau“ | Jochen Vogt, „NRZ“, „WAZ“

Die Krimibestenliste am ersten Sonntag des Monats und auf www.faz.net/krimibestenliste



Frankfurter Allgemeine
**SONNTAGS
ZEITUNG**

Die Krimibestenliste auf Deutschlandfunk Kultur
www.deutschlandfunkkultur.de

